

*Klaas-Hinrich Ehlers*

## SCHLESISCHE UND SUDETENDEUTSCHE PLATTSCHNACKER

Eine Fallstudie zur sprachlichen Integration der Vertriebenen  
in Mecklenburg-Vorpommern

Die Flucht und die Vertreibung von mehr als 12 Millionen Deutschen aus den östlichen Gebieten des ehemaligen Deutschen Reichs, aus Böhmen, Mähren und aus den auslandsdeutschen Sprachinseln markieren die sicherlich tiefste Zäsur in der jüngeren deutschen Sprachgeschichte. Dieser ungeheure Mobilitätsschub musste natürlich die lokal und regional gebundenen Varietäten des Deutschen, die Dialekte, am stärksten betreffen. Nicht nur waren mit der räumlichen Entwurzelung ihrer Sprechergruppen „die ostdeutschen Dialekte (Nieder-, Hoch- und Westpreußisch, Ostpommersch, Neumärkisch, Schlesisch, Nord-, West- und Südböhmisch und die der Sprachinseln) [...] ihrem allmählichen Untergang preisgegeben“,<sup>1</sup> sondern die gewaltsame Durchmischung der Bevölkerung mit großen Zahlen von Ortsfremden konnte auch die Sprachverhältnisse in den westdeutschen Regionen nicht unbeeinflusst lassen. Noch im äußersten Westen des deutschen Sprachgebietes, im Rheinland, befürchteten Dialektforscher in der Nachkriegszeit, dass das „Hereinströmen der vielen stammes- und mundartfremden Flüchtlinge [...] bestimmt einen starken Wandel der Volkssprache und vielleicht teilweise das Aufgeben der Mundart“<sup>2</sup> nach sich ziehen würde. Heute ist sich die Germanistik weitgehend einig darin, dass die Immigration der Flüchtlinge und Vertriebenen die langfristig beobachtbare „Tendenz zur Hoch- und Gemeinsprache und damit die Zurückdrängung der örtlichen und landschaftlichen Besonderheiten wesentlich verstärkt“<sup>3</sup> habe.

Für den Bezirk Dahlenburg-Bleckede bei Lüneburg kommt Ursula Erdmanns Studie aus den neunziger Jahren zu dem zugespitzten Befund, dass die Abkehr der einheimischen Bevölkerung vom Niederdeutschen sogar in erster Linie durch ihre Durchmischung mit Flüchtlingen und Vertriebenen zu erklären sei. Die überkommenen Verhältnisse einer stabilen Diglossie, bei der das Niederdeutsche neben dem Hochdeutschen in weiten Gebrauchsdomänen verwendet wurde, seien durch die Ankunft der Vertriebenen und den dadurch verursachten jähen Kollaps der regiona-

---

<sup>1</sup> Polenz, Peter von: *Geschichte der deutschen Sprache*. 8. Aufl. Berlin, New York 1972, 174.

<sup>2</sup> Krauß, Friedrich: *Das Rheinische Wörterbuch*. In: *Muttersprache* 2 (1950) 31-33.

<sup>3</sup> Polenz: *Geschichte der deutschen Sprache* 174 (vgl. Anm. 1). – Auch in seiner neuen dreibändigen „*Deutschen Sprachgeschichte*“ führt Polenz „Massenflucht und -vertreibung“ wieder als einen der Faktoren an, die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts „teilweise zum Dialektverlust“ geführt hätten. *Ders.*: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin, New York 1999, 457.

len Sozialstrukturen „in a matter of months“<sup>4</sup> in den Rückzugs des Dialekts aus den meisten seiner früheren Verwendungsbereiche umgeschlagen:

The forced and sudden massive immigration of non-L[ow]G[erman] speakers into the target area after World War II caused a social trauma in the speech community by changing its social texture and disrupting a formerly stable diglossia of LG and St[andard]G[erman], thus leading to a language shift in the first speaker generation. Predominant usage of StG displaced LG in almost all speech domains it formerly controlled.<sup>5</sup>

Für das in den Nordbezirken der späteren DDR gesprochene Ostniederdeutsche konstatiert Helmut Schönfeld einen ganz ähnlichen, wenn auch nicht so ausschließlichen und kurzfristig wirkenden Bedingungs-zusammenhang: „After 1945 the decline of dialect has been added to considerably by the great influx of refugees and others to the area.“<sup>6</sup>

Bei unseren Interviews und Sprachaufnahmen im Rahmen des DFG-Projekts „Sprachvariation in Norddeutschland (SiN)“ sind wir in Mecklenburg-Vorpommern mit einer großen Zahl von Vertriebenenschicksalen bekannt geworden.<sup>7</sup> Dabei haben wir in den Familien unserer Gewährspersonen aber immer wieder Sprachverhalten und sprachbiografische Berichte aufzeichnen können, die sich der landläufigen These eines einfachen Bedingungs-zusammenhangs von Vertreibung und Dialektverlust nicht ohne Weiteres fügen. Diese Erhebungsbefunde und erste eigens geführte Interviews mit Heimatvertriebenen aus der Betroffenen- generation lassen vielmehr erkennen, dass die Sprachgebrauchsgeschichte der unmittelbaren Nachkriegszeit keineswegs hinreichend bekannt ist. Ich möchte in meinem folgenden Beitrag einmal an einem Fallbeispiel veranschaulichen, dass es sich lohnen dürfte, von den sprachlichen Folgen der Vertreibung ein regional, sozial und auch in seinem zeitlichen Ablauf differenziertes Bild zu gewinnen. Da ich überzeugt bin, dass die hier vorgestellte Fallgeschichte eine Reihe von verallgemeinerbaren Zügen aufweist, werde ich meinen Beitrag in einige Thesen zur sprachlichen Integration der Heimatvertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern ausmünden lassen, die zugleich als Arbeitshypothesen für ein entsprechendes Forschungsvorhaben gelten sollen.

Einer unserer Erhebungsorte für das DFG-Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland“ war die Kleinstadt Schwaan. Schwaan liegt im Norden Mecklenburgs etwa 20 Kilometer südöstlich von Rostock, also gut 25 Kilometer von der Ostseeküste entfernt. Die ehemalige Ackerbürgerstadt hat heute etwa 6000 Einwohner,

<sup>4</sup> Erdmann, Ursula M.: Language Maintenance versus Assimilation. A Study of the Fate of Low German in Northeast Lower Saxony since World War II. Stuttgart 1992, 20.

<sup>5</sup> Ebenda 75 f.

<sup>6</sup> Schönfeld, Helmut: East Low German. In: Russ, Charles V. J. (Hg.): The Dialects of Modern German. A Linguistic Survey. London 1990, 127.

<sup>7</sup> Im SiN-Projekt kooperieren Arbeitsgruppen an den Universitäten Münster, Bielefeld, Hamburg, Kiel, Potsdam und Frankfurt/O. mit dem Ziel, das sprechsprachliche Varietätenspektrum zwischen hochdeutscher Standardsprache und Niederdeutsch im gesamten norddeutschen Raum zu erfassen. Datenbasis sind objektsprachliche und metasprachliche Daten, die in den Jahren 2008 und 2009 in 36 Kleinstädten von insgesamt 144 Gewährspersonen erhoben worden sind. Vgl. Schröder, Ingrid / Elmentaler, Michael: Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: Niederdeutsches Jahrbuch 132 (2009) 41-68. – Vgl. auch: <http://sin.sign-lang.uni-hamburg.de/drupal/> (letzter Zugriff 1.09.2011).

mit einer lockeren Ansammlung von Kleingewerbe, Verkaufsgeschäften, Handwerksbetrieben und wenigen kleineren Industriebetrieben hat sie bis heute ihren städtischen Charakter bewahrt. In dieser Stadt konnten wir im Oktober 2008 ein bemerkenswertes Familiengespräch an der Kaffeetafel aufzeichnen, das den Ausgangspunkt für meine Überlegungen darstellen soll. An diesem Gespräch waren neben einer Nachbarin (geb. 1930) und einer Verwandten (geb. 1925) Herr D. (geb. 1932) und seine Tochter, Frau D. (geb. 1952), beteiligt, deren Sprachverhalten im Zentrum dieser Fallstudie stehen soll. Da außer diesen vier Personen nur zwei kleine Aufzeichnungsgeräte im Raum waren, denen bald schon keine Beachtung mehr gewidmet wurde, kann man über weite Passagen der Unterhaltung von einem recht natürlichen Kommunikationsverhalten ausgehen. Das aufgenommene Kaffeetafelgespräch wurde abwechselnd auf Hochdeutsch und auf Niederdeutsch geführt.<sup>8</sup> Dabei wechselten die einzelnen Gesprächspartner mehr oder weniger häufig zwischen Hoch- und Plattdeutsch hin und her, streckenweise wurde die Unterhaltung aber auch asymmetrisch auf Platt- und Hochdeutsch geführt, wobei eine Person niederdeutsch sprach, ihr Gegenüber hochdeutsch erwiderte. Anders als ihr Vater sprach die 56-jährige Frau D. dabei immer nur kurze Passagen niederdeutsch und warf kaum mehr als satzlange Beiträge wie „na dat glöf ik“ „dat kann ik mi vörstelln“ in das Gespräch ein. Sie konnte aber bei eingeflochtenen Erzählungen auch mühelos Äußerungen von anderen Plattsprechern wiedergeben. Ihr 76-jähriger Vater redete über weite Passagen sogar mehr platt- als hochdeutsch, er wechselte auch häufiger zwischen beiden Varietäten als seine Tochter. Das Codeswitching-Verhalten der beiden unterschied sich also sowohl in Häufigkeit der Wechsel als auch in der Länge der je kombinierten Redepassagen aus der einen und aus der anderen Varietät. Herr D. begrüßte uns hochdeutsche Besucher auf niederdeutsch, und er tritt dem Vernehmen nach auch gegenüber anderen Ortsbewohnern gern als „echter Plattdeutscher“ auf. Seine aktive Niederdeutschkompetenz wird von anderen PlattsprecherInnen ausdrücklich als „gut“ anerkannt.

Ein Sprachtest, den wir später mit Vater und Tochter D. durchgeführt haben, bestätigte diesen Befund. Wir haben unsere beiden Gewährspersonen gebeten, die sogenannten „Wenkersätze“ spontan in den niederdeutschen Ortsdialekt zu übersetzen. Hier handelt es sich um 40 hochdeutsche Testsätze, die der Sprachwissenschaftler Georg Wenker am Ende des 19. Jahrhunderts für die Dialektforschung zusammengestellt hat und die die heutige Dialektologie immer noch verwendet. Dem Vater gelang diese Übersetzungsaufgabe mühelos und er produzierte ein normgerechtes westmecklenburgisches Niederdeutsch mit nur wenigen hochdeutschen Interferenzen. Seine Tochter übersetzte teilweise stockend und mit Reformulierungen. Ihr intendierter Ortsdialekt war deutlich stärker von hochdeutschen Interferenzen geprägt. Auch ihre Niederdeutschkompetenz ist aber wesentlich besser, als sie es sich selbst zugesteht. Und sie ist unter den untersuchten Gewährsfrauen ihrer Altersgruppe in Mecklenburg eher unter die besseren Niederdeutschsprecherinnen zu zählen. In Gebrauch und Kompetenz entsprechen beide Gewährsleute damit dem typischen Bild, das wir bei unseren Erhebungen im Norden Meck-

<sup>8</sup> Ich verwende die Bezeichnungen „Niederdeutsch“ und „Plattdeutsch“ hier synonym.

lenburg-Vorpommerns von anderen dialektkompetenten Sprechern ihrer jeweiligen Altersgruppe gewonnen haben: Wo das Niederdeutsche in Mecklenburg heute überhaupt noch gebraucht wird, tritt es als eine Varietät neben das Hochdeutsche und wird von bilingualen Sprechern in unterschiedlichen Graden der wechselseitigen Annäherung zwischen Nieder- und Hochdeutsch gebraucht. Typisch ist auch, dass Kompetenz und Gebrauch des Niederdeutschen mit abnehmendem Alter der Sprecher ebenfalls stark abnehmen. Das ist zwar schon ein wichtiges Zwischenresümee, wäre aber nichts Neues, denn diese Entwicklung ist spätestens seit den siebziger Jahren bekannt und linguistisch untersucht.<sup>9</sup>

Der Fall von Vater und Tochter D.<sup>10</sup> wirft aber ein Schlaglicht auf einen anderen Gegenstandsbereich, der von der Sprachwissenschaft bisher nur selten behandelt worden ist. Das Besondere an Herrn D. ist nämlich, dass er gar nicht in Schwaan, sondern in Oberschlesien, in der Nähe von Gleiwitz, geboren wurde. Nach Schwaan, also ins niederdeutsche Sprachgebiet, kam er erst 1945 mit 13 Jahren als einer von vielen Vertriebenen aus dem Osten des ehemaligen Deutschen Reiches. Auch seine Frau, die Mutter von Frau D., kommt nicht aus Schwaan; auch sie war eine Vertriebene, sie kam als Sudetendeutsche aus dem Nordwesten Böhmens und lernte ihren Mann erst in Schwaan kennen. Das sprachliche Verhalten Herrn D.s von heute ist also das Ergebnis einer bemerkenswerten sprachlichen Anpassung. Dass es diese Integration gegeben hat und dass sie sprachlich ihren Verlauf unter anderem über das Niederdeutsche genommen hat, ist alles andere als selbstverständlich.

In einem ausführlichen Telefoninterview, das ich im Dezember 2008 mit Herrn D. geführt habe, beschrieb dieser die Integration der Vertriebenen in Schwaan wie folgt:

Schwaan hatte [...] bis 45 bevor wir Flüchtlinge gekommen sind hatte Schwaan 3000 Einwohner und dann waren wir 7500 und waren mehr wie die Hälfte [...] wir waren in der Überzahl und dann muss man sich bedenken wie wir gehaust haben [...] jetzt ist Schwaan ja oh ist ja vieles dazu gebaut worden das alte Schwaan da fehlt ja viel [...] da geht ja die Hälfte noch weg an Gebäuden die haben ja nun auch schon nicht raummäßig großzügig gewohnt [...] und die waren ja auch beengt gewohnt sowieso schon bevor wir gekommen sind und dann sollten sie ja nun Wohnraum abgeben und die waren uns ja nicht hold gesonnen wie wir hierher gekommen sind ne die haben ja viele sich geäußert wer seine Heimat verlässt ist nicht wert dass er lebt und so die hatten keine Vorstellung wie die Vertreibung ausgesehen hat ne [...] ja aber das hat sich mit den Jahren hat man sich und jetzt könnten sie uns kaum missen jetzt wenn wir sagen würden [...] es hieße jetzt wir könnten wieder nach Hause also die könnten uns ja gar nicht missen also das ginge gar nicht quasi oder aber das wäre ein schwerer Abschied würde

<sup>9</sup> Zum hochdeutsch-niederdeutschen Varietätenkontakt in der DDR vgl. die grundlegenden soziolinguistischen Studien von *Dabl*, Eva-Sophie: Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik. In: *Ising*, Gerhard (Hg.): Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin 1974, 339-387. – *Herrmann-Winter*, Renate: Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR. Soziolinguistische Untersuchungen im Kreis Greifswald. Berlin 1979.

<sup>10</sup> Ich bin den beiden Gewährspersonen dieser Fallstudie sehr dankbar, dass sie sich die Zeit für sehr ausführliche Interviews genommen und mir ihre persönlichen Erinnerungen und Einschätzungen mitgeteilt haben. Ich danke auch Herrn Fritz Wolbring, der mir in Schwaan viele wertvolle Kontakte zu Interviewpartnern vermittelt hat.

das werden ne [...] aber so waren die Anfänge waren eben so weil sie eben Wohnraum geben mussten obwohl sie auch nicht groß was hatten. (15.12.2008)<sup>11</sup>

Ich möchte die einzelnen Aspekte dieser kleinen Integrationsgeschichte im Folgenden einmal kurz erörtern: Für die Sowjetische Besatzungszone und hierin insbesondere für Mecklenburg stellte sich das Problem der Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen am Ende des Zweiten Weltkrieges in besonderer Schärfe. Der bevölkerungsarme Landstrich hatte anteilig weit mehr Immigranten als alle anderen Regionen in Deutschland aufzunehmen. Die Gesamtbevölkerung hat sich mit dem Zuzug der Vertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern gegenüber dem Vorkriegsstand mehr als verdoppelt. In einigen Regionen Mecklenburgs waren die Zuwanderer tatsächlich in der deutlichen Überzahl. Dies galt gerade für die Kreise Wismar, Schönberg, Güstrow und Schwerin, zu denen auch Schwaan zählte, „wo die allochthone Bevölkerung mit fast 60 % gegenüber den Einheimischen sogar überwog.“<sup>12</sup> Gleich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges waren die Zahlenverhältnisse zeitweise noch extremer: „Zwischen den Volkszählungen von 1945 und 1946 lag die Einwohnerzahl in Mecklenburg-Vorpommern zeitweilig sogar über 76 % über dem Vorkriegsstand.“<sup>13</sup>

Herr D. übertreibt also keineswegs, wenn er schätzt, dass die Stadt Schwaan infolge der Vertreibung von 3000 auf 7500 Einwohner answoll.<sup>14</sup> Hier fiel also der Anteil der autochthonen Bevölkerung zeitweilig auf nur noch etwa 40 Prozent der Ortseinwohner ab. Auch wenn mehr als ein Drittel der sogenannten Umsiedler in

<sup>11</sup> Da es mir hier und bei folgenden Zitaten aus Interviews in erster Linie um inhaltliche Aspekte geht, transkribiere ich die aufgezeichneten Passagen orthografisch und verzichte auf die exakte Wiedergabe von Reformulierungen, Verzögerungssignalen, Pausen und Hörsignalen oder -kommentaren. Um dennoch zu verdeutlichen, dass es sich um spontane mündliche Rede handelt, setze ich keine Satzzeichen. Niederdeutsche Passagen werden nach den an die hochdeutsche Orthografie angelehnten „Hamburger Konventionen“ verschriftlicht, mit denen auch das DFG-Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland“ arbeitete.

<sup>12</sup> Weiss, Wolfgang: Regional-Demographie der DDR – ein bevölkerungsgeographischer Nachruf. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 62 (2003) H. 6, 113-146. Hier zitiert nach Hartung, Wolfdietrich: Wann beginnt die ‚deutsche Sprache in der DDR‘? Oder: Über historische Tiefe von Sprache. In: Lenk, Hartmut E./Walter, Maik (Hgg.): Wahlverwandtschaften Valenzen – Verben – Varietäten. Hildesheim, Zürich, New York 2007, 305-328, hier 316. (Germanistische Linguistik 188-189). Demnach lag Mecklenburg Vorpommern mit über 42,5 % Anteil allochthoner Bevölkerung weit über dem Durchschnitt von immerhin 20,8 % innerhalb der gesamten sowjetischen Besatzungszone. Herrmann-Winter zufolge betrug der Bevölkerungszuwachs Mecklenburg-Vorpommerns nach dem Krieg sogar 51 %. Herrmann-Winter, Renate: Norddeutsche Volkssprache unter der Arbeiter- und Bauern-Macht bis 1970. In: Dies. (Hg.): Heimatsprache zwischen Ausgrenzung und ideologischer Einbindung. Niederdeutsch in der DDR. Frankfurt/M. 1998, 15-45, hier 33.

<sup>13</sup> Weiss: Regional-Demographie der DDR, zit. nach Hartung: Wann beginnt die ‚deutsche Sprache in der DDR‘? 316 (vgl. Anm. 12).

<sup>14</sup> Nach Luckmann ging die hohe Bevölkerungszahl bis 1950 nur geringfügig zurück, sie sank von „rd. 7 000 Menschen“ im Juni 1945, über 6 600 Personen im Oktober 1946 auf 6 446 im April 1949. Luckmann, Fritz: Chronik der Zeit 1945-1955. In: Schwaaner Anzeigenblatt Nr. 11, 2008; Nr. 8, 2009. – Ich danke Herrn Fritz Luckmann herzlich für die Überlassung seiner wertvollen stadthistorischen Texte zur Geschichte Schwaans.

den fünfziger Jahren in die Bundesrepublik weiterwanderten<sup>15</sup> (z. B. auch die Eltern und ein Bruder von Herrn D.), so stellten die Vertriebenen in Schwaan noch lange Jahre nach Kriegsende die deutliche Mehrheit der Einwohnerschaft. Die rein quantitativen, demographischen Verhältnisse sprachen also nicht unbedingt für eine Integration in die ortsansässige Bevölkerungsminderheit.

Allerdings war die Gruppe der Flüchtlinge und Vertriebenen von ihrer regionalen Herkunft und damit auch ihrer eventuell dialektalen Orientierung nach extrem heterogen. Bis auf die west- und ostpreußischen Flüchtlinge stammten die Umsiedler nicht aus niederdeutschen, sondern aus mittel- und oberdeutschen Sprachregionen. Herr D. wies im Interview außerdem darauf hin, dass sich die einzelnen Herkunftsgruppen auch in ihren „Sitten und Gebräuchen“ stark unterschieden. Die autochthone Bevölkerungsminderheit der Stadt bildete gegenüber dieser Vielfalt einen sprachlich und kulturell erheblich kompakteren Block.

Es gab aber auch auf Seiten der Zuwanderer starke Gemeinsamkeiten. Sie teilten erstens ein bei allen Differenzen ähnliches Schicksal und befanden sich in einer ähnlich prekären Lebenssituation. Beides musste ein starkes Solidaritätsgefühl hervorbringen. Zweitens kam ihr weit überwiegender Teil aus traditionell katholischen Gegenden. Herr D. berichtet, dass sich im urprotestantischen Schwaan bald eine große katholische Gemeinde bildete, die sehr rasch an den Bau einer eigenen Kirche ging. In dieser Kirche mussten nach der Darstellung von Herrn D. zwischenzeitlich drei sonntägliche Messen nacheinander gelesen werden, die jeweils „proppevoll“ gewesen seien.<sup>16</sup> Die katholische Kirche bot den verschiedenen Zuwanderergruppen also übergreifende institutionelle Strukturen und einen ausgeprägt gemeinsamen kulturellen Bezugspunkt, der stark von den örtlichen Traditionen abwich. Wenn Integration immer auch als interaktiver Prozess angesehen werden muss, an dem zwei Seiten beteiligt sind, wenn er gelingen soll, sprach gegen eine Integration der Vertriebenen drittens auch die mitunter reservierte bis feindselige Einstellung der einheimischen Bevölkerung ihnen gegenüber. Die teilweise massive Ablehnung der Vertriebenen durch die aufnehmende deutsche Bevölkerung ist ein Punkt, der im öffentlichen Geschichtsbild Deutschlands bis heute kaum einen Platz hat. Herr D. spricht es klar aus: Die Flüchtlinge waren in der ohnehin weit verbreiteten Not der Nachkriegsjahre unwillkommene Konkurrenten um die ohnehin schon knappen Ressourcen.<sup>17</sup> Konkurrenzängste vor den buchstäblich überzähligen

<sup>15</sup> V. Plato und Meinicke gehen davon aus, dass „vermutlich zwischen einem Drittel und der Hälfte der Umsiedler in der näheren und weiteren Nachkriegszeit aus der DDR in den Westen weiterzogen. Plato, Alexander von/Meinicke, Wolfgang: Alte Heimat – neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR. Berlin 1991, 256. – Die Verabschiedung des Bonner Lastenausgleichsgesetzes von 1952 hat diese Abwanderung in den Westen stark beschleunigt, *ebenda* 79.

<sup>16</sup> Ab Dezember 1947 wurde das ehemalige Spritzenhaus der Feuerwehr zur katholischen Kirche umgebaut, in der schon im März 1948 der erste Gottesdienst abgehalten werden konnte. Das Gebäude wurde dann 1952 noch einmal erweitert. Luckmann: Chronik der Zeit 1945-1955 (vgl. Anm. 14).

<sup>17</sup> In Gesprächen mit anderen Vertriebenen der Betroffenenengeneration bekam ich aber auch Fälle von rührender Unterstützung durch die einheimische Bevölkerung berichtet. Ins-

Neusiedlern wurden gelegentlich mit abwertenden Kategorisierungen wie „Vaterlandsverräter“ oder „Sudetengauner“ ideologisch überformt. Alles in allem eine Konstellation, die einer sozialen wie sprachlichen Annäherung der autochthonen und allochthonen Bevölkerung im Wege stand.

Wieso kam es dann in der Erzählung von Herrn D. und anderswo dennoch zu einer Art Integrations-Happy-End? Und welche Rolle konnte das Niederdeutsche bei dieser Integration spielen, wo doch ein Ausgleich der Sprachdifferenzen im Rahmen der hochdeutschen Standardvarietät nahe gelegen hätte, die um 1945 sowohl bei Einheimischen wie Vertriebenen bereits weitgehend beherrscht wurde? Innerhalb der DDR wurde die anfängliche Assimilation der Vertriebenen an das Niederdeutsche im Rückblick gelegentlich auf die „Politik unseres Staates“ zurückgeführt:

Auch die Umsiedler und besonders ihre Kinder assimilierten sich [im Norden der DDR] dank der Politik unseres Staates im Gegensatz zu der BRD sprachlich relativ schnell. Doch immer mehr zeigte sich, daß die Mundart die steigenden kommunikativen Anforderungen der entstehenden sozialistischen Gesellschaft nicht mehr befriedigen konnte, so daß sich die Volksbildung mit Recht um eine verstärkte literatursprachliche Bildung bemühte [...].<sup>18</sup>

Tatsächlich war in den ersten Nachkriegsjahren die „Haltung zum Niederdeutschen parteioffiziell noch nicht festgelegt“<sup>19</sup>. Bevor ab 1949 die forcierte Durchsetzung einer einheitsstiftenden Literatursprache, d.h. einer hochdeutschen Standardsprache, zur Leitlinie der Kultur- und Bildungspolitik wurde, gab es in der sowjetischen Besatzungszone auf der Ebene von Verlags- und Bühnenarbeit durchaus lebhaftere Ansätze zu einer niederdeutschen „Volkstumsarbeit“ im Sinne des Sozialismus.<sup>20</sup> Was immer diese Ansätze zur Beförderung des Niederdeutschen langfristig bewirkt haben mögen, für die sprachliche Entwicklung des jungen Herrn D. spielten sie wohl kaum eine erhebliche Rolle.

Hier ist ein gleichsam mikrosoziologischer Blick auf die unmittelbare Lebenswelt des Herrn D. in den Jahren nach 1945 aufschlussreicher. Nach ihrer Ausweisung aus ihrer oberschlesischen Heimat im Oktober 1945 wurden Herr D., seine Mutter, Großmutter und seine beiden jüngeren Brüder nach Mecklenburg verteilt. Nach einer kurzen Zwischenstation in einem anderen Ort zog die Restfamilie weiter nach Schwaan, um dort eine Tante von Herrn D. zu suchen, von der man wusste, dass sie schon im Frühjahr 1945 dorthin geflohen war. Man fand bei dieser Tante am Bahnhof von Schwaan tatsächlich eine beengte Unterkunft. Da der Vater erst im Herbst 1948 aus der Kriegsgefangenschaft zurück kam, lebte die Familie über drei Jahre

---

gesamt scheint die Aufnahme der Vertriebenen in Schwaan vergleichsweise konfliktarm verlaufen zu sein.

<sup>18</sup> Gernentz, Hans Joachim: Zur Verbreitung und Bewertung der niederdeutschen Mundart in den drei Nordbezirken der DDR. In: Niederdeutsche Mundart und Literatur in der DDR. Hg. vom Mecklenburgischen Folklorezentrum für die drei Nordbezirke. Rostock 1985, 8 f.

<sup>19</sup> Herrmann-Winter: Norddeutsche Volkssprache unter der Arbeiter- und Bauern-Macht bis 1970, 15 (vgl. Anm. 12).

<sup>20</sup> Ebenda. – Einen Überblick über die Entwicklung des offiziellen Niederdeutsch-Diskurses in der DDR gibt Arendt, Birte: Niederdeutschdiskurse. Spracheinstellungen im Kontext von Laien, Printmedien und Politik. Berlin 2010, 115-128.

„nur vom Besorgen“, wie sich Herr D. ausdrückt. Als ältester seiner Brüder war Herr D. fortan überwiegend mit dem „Besorgen“ von Nahrung und Heizmaterial beschäftigt. Obwohl er bei seiner Ankunft in Schwaan erst 13 Jahre alt war, hat er keine Schule mehr besucht. Der Warenumschatz am Bahnhof und vor allem an der großen Fischfabrik im Ort, wo immer etwas abfiel bzw. abzuzweigen war, sicherte der Familie letztlich das Überleben. Sie überlebte auch eine Typhus- und eine Fleckfiberepidemie, die vor allem unter den mangelernährten Vertriebenen in Schwaan viele Tote forderte.<sup>21</sup> Erst nach der Rückkehr seines Vaters konnte Herr D. 1949 eine Handwerkslehre bei einem traditionsreichen Familienbetrieb im Ort beginnen, und erst 1951 konnte er sich wieder ein erstes Paar eigener Lederschuhe leisten. Ohnehin ging es jetzt allmählich bergauf, Herr D. heiratete eine gelernte Schneiderin aus dem Sudetenland, deren Familie sich nach ihrer Vertreibung aus Nordwestböhmen ebenfalls in Schwaan angesiedelt hatte. Er schloss seine Ausbildung ab und begann ab 1952 auf der Werft in Warnemünde zu arbeiten. In diesem Jahr wurde seine zweite Tochter geboren, die wir bei unseren Sprachaufnahmen kennen gelernt hatten.

Zu dieser Zeit, also gut fünf Jahre nach Kriegsende, hatte er das Plattdeutsche längst weitgehend gelernt. Und nicht nur das, auch seine hochdeutsche Umgangssprache war unterdessen so stark norddeutsch gefärbt, dass er einmal von einem Hamburger, dem er auf einer Berlinreise zufällig begegnete, ebenfalls für einen Hamburger gehalten wurde. Den ersten engeren Kontakt zum Niederdeutschen hat Herr D. in der Freundschaft zu einem einheimischen Jungen bekommen, mit dem er sich angefreundet hatte, nachdem die Familie vom Bahnhof in die Stadt selbst umquartiert wurde. Dass die Attraktivität des Plattdeutschen für Herrn D. aber über diese persönliche Bindung zu dem Nachbarsjungen hinausging, zeigt der folgende Erzählausschnitt zur Frühzeit seines Niederdeutschkontakts, den ich ausführlicher zitieren möchte, weil er meiner Ansicht nach eine Schlüsselszene für die Motivation zum Dialekterwerb darstellt.

Und dadurch dass wir dann in die X-straße gezogen sind habe ich dann einen gleichaltrigen Jungen kennen gelernt und das waren echte Plattdeutsche die haben nur Platt gesprochen zu Hause [...] und wir haben uns angefreundet und dann sind wir dann immer *Holt boohn* hieß *dat ja wi mötn Holt boohn* da hat er diese eine Bekannte gehabt die war ein bisschen wohlhabend im Krieg und dieser Junge der war aus so einer kinderreichen Familie und denen ging es nicht so sonderlich und da hatte sich die Frau durch die Frauenschaft wohl irgendwie haben sie dann wohl Aufgabe gehabt sich der Kinder anzunehmen der Kinderreichen [...] und die war so ein bisschen vermögend und die hat so einen großen Ziehwagen *n Treckwagn n grootn Treckwagn* ja das war ein halbes Fuhrwerk und dann *heff ik* immer noch sagen willen [?] und dann bin ich ja immer mit gewesen *Fru A. könnt wi mäl wedder Sai Eern Treckwagn hebbn?* *Jä holt juch den mäl rut hett se ünner secht* das höre ich heute noch und dann sind wir dann los mit *den Treckwagn* er hatte einen Haufen Brüder und ich auch meine Brüder und meine Cousins [...] und dann immer los in den Wald. (15.12.2008)<sup>22</sup>

<sup>21</sup> Während der im Mai 1946 ausklingenden Fleckfiberepidemie waren in Schwaan „etliche hundert Menschen“, zum Teil unbekannte Personen, und drei behandelnde Ärzte gestorben. *Luckmann: Chronik der Zeit 1945-1955* (vgl. Anm. 14).

<sup>22</sup> Übersetzung der zentralen niederdeutschen Passage: „[...] und dann sind wir dann immer Holz holen hieß das ja wir müssen Holz holen ... einen Ziehwagen einen großen Zieh-

Die entscheidende Kommunikationssequenz wird hier als plattdeutsche erinnert. Demnach sprachen in der Nachkriegszeit in Schwaan nicht nur kinderreiche Familien, denen es nach Herrn D. „nicht so sonderlich“ „ging“, sondern auch „wohlhabendere“ Einwohner im Alltag plattdeutsch. Den Ziehwagen zum Sammeln für das überlebenswichtige Brennholz bekam man, wenn man an bestehende soziale (einheimische!) Netzwerke anknüpfen und das hieß auch: Plattdeutsch reden konnte.

Auch der Berufsalltag von Herrn D. war eng an das Plattdeutsche gebunden. Gleich im Erstgespräch mit seinem zukünftigen Lehrmeister spielte das Plattdeutsche eine herausragende Rolle. Herr D.:

Der hat gleich zu mir gesagt du hör zu [...] ich gebe dir ein Vierteljahr Probezeit *wenn di dat nich gefällt secht bei dann kannst du gään un wenn mi [...] dat nich gefällt dann laat ik di so op di Art ne ja sage ich bin ich einverstanden.* (15.12.2008)<sup>23</sup>

Sowohl in seinem Lehrbetrieb als auch in der Kommunikation mit den Bauern der Umgebung, die einen Großteil von dessen Kundschaft ausmachte, „wurde ja nur Platt gesprochen“. Ähnlich wie in der Lehrzeit waren die Kommunikationsverhältnisse auf der Werft in Rostock, auf der Herr D. seit 1952 arbeitete:

Auf der Werft da waren auch alles die alten Plattdeutschen so die da schon bei Heinkel gearbeitet [hatten] [...] das war ja auch *allens op Platt da wurd ja ok op Platt schnackt denn.* (15.12.2008)<sup>24</sup>

Unter diesen Umständen sieht Herr D. sich unter den Vertriebenen seiner Altersgruppe eher als Normalfall. Er beschreibt seine Motivation zum Erlernen des Plattdeutschen an einer Stelle unserer Interviews ganz nüchtern wie folgt:

Man wusste ja man kommt nicht mehr nach Haus man muss man muss die Sprache sich annehmen ne um eben auch bestehen zu können. (15.12.2008)

Der Erwerb des Plattdeutschen war allerdings individuell sehr verschieden. Schon die eigene Frau von Herrn D. beherrscht das Plattdeutsche aktiv kaum und spricht hochdeutsch bis heute offenbar mit der mitteldeutschen Färbung ihrer böhmischen Herkunftsregion. Herr D.:

Ja sie kann zwar auch, kann auch ein bisschen [platt] sprechen, aber das Sudetische dringt durch. (15.12.2008)

Die Frau hat dem Vernehmen nach auch viel intensivere Kontakte mit der alten Heimat und ihrem Dialekt gepflegt. Hier spielen also auch Faktoren der subjektiven Einstellung neben den „objektiven“ sozialen und ökonomischen Konstellationen in der neuen Umgebung eine wichtige Rolle für die sprachliche Anpassungsleistung.

---

wagen ... und dann habe ich immer noch sagen wollen ... Frau A. können wir mal wieder Ihren Ziehwagen haben? Ja holt euch den mal heraus hat sie immer gesagt ... und dann sind wir los mit dem Ziehwagen [...].“

<sup>23</sup> Übersetzung der zentralen niederdeutschen Passage: „[...] wenn dir das nicht gefällt sagt er dann kannst du gehen und wenn mir [...] das nicht gefällt dann lasse ich dich so auf die Art ne [...]“.

<sup>24</sup> Übersetzung der niederdeutschen Passage: „[...] das war ja auch alles auf Platt da wurde ja auch auf Platt geredet dann“.

Die 1952 in Schwaan geborene Tochter Herrn D.s hat ihre ersten Plattdeutscherkenntnisse erwartungsgemäß nicht im sudetendeutsch-schlesischen Elternhaus, sondern von einer älteren Nachbarin erworben, die im Hause wohnte. Damit unterscheidet sich Frau D. allerdings kaum wesentlich von Altersgenossen aus der autochthonen Schwaaner Bevölkerung, bei denen in den fünfziger Jahren ebenfalls die direkte Weitergabe des Niederdeutschen von Eltern zu den Kindern selten wurde. Sie heiratete später einen Mann aus Schwaan, dessen Eltern zu Hause selbst noch im täglichen Umgang platt miteinander sprachen und hat auch über ihren beruflichen Werdegang immer wieder weitläufigen Kontakt mit dem Niederdeutschen gehabt. Von ihren vielen Geschwistern hat sie aber offenbar die positivste Einstellung gegenüber dem Plattdeutschen. Hier spielt also ebenfalls nicht nur das weiterhin recht stark vom Niederdeutschen geprägte Umfeld, sondern auch der subjektive Faktor eine Rolle für den Grad der sprachlichen Annäherung. Die hochdeutsche Umgangssprache, die Frau D. in den meisten Sprachgebrauchsdomänen ganz überwiegend spricht, ist deutlich regional markiert. Mit phonetischen Merkmalen wie Diphthongierungen und Lenisierungen, wie beispielsweise in „Groußmudder“, fällt dieses Hochdeutsch sogleich als markant norddeutsch auf.

Da ich aus anderen Interviews unter älteren Vertriebenen und Alteingesessenen in Schwaan feste Anhaltspunkte gewonnen habe, dass die sprachlichen Entwicklungen in der Familie D. durchaus keinen exzeptionellen Einzelfall darstellen, möchte ich meine Beobachtungen an diesem Fallbeispiel einmal zu einigen allgemeinen Arbeitshypothesen zum Niederdeutscherwerb bei Heimatvertriebenen in Mecklenburg zusammenfassen:

1. Anders als von Dialektforschern seinerzeit befürchtet und noch heute oft angenommen, hat die Immigration der Vertriebenen nicht zwangsläufig zu einem schnellen „Aufgeben der Mundart“ geführt. Das Niederdeutsche hat im Gegenteil durch die Ansiedlung der Vertriebenen örtlich zunächst deutlich an Sprechern gewonnen. Das Niederdeutsche ist dabei auch von Vertriebenen aus mittel- und oberdeutschen Regionen erworben worden.
2. Der Erwerb des lokalen Dialekts erleichterte den Zugang zu sozialen Netzwerken und materiellen Ressourcen. Auch dort, wo die autochthone Bevölkerung zahlenmäßig in die Minderzahl geriet, blieb sie längere Zeit gesellschaftlich dominant, denn sie wurde hier wie auch in anderen alliierten Besatzungszonen von den Vertriebenen zunächst sozial unterschichtet.<sup>25</sup>
3. Die Tatsache, dass die Integration der Vertriebenen im Norden Mecklenburgs in der Altersgruppe von Herrn D. sprachlich zumindest häufig den Weg über den örtlichen Dialekt genommen hat, ist ein sicherer Beleg für die feste Verankerung des Niederdeutschen in den lokalen Netzwerken im ersten Nachkriegsjahrzehnt.

<sup>25</sup> Für Bayern vgl. etwa *Handl*, Johann: War die schnelle Integration der Vertriebenen ein Mythos? In: *Endres*, Rudolf (Hg.): Bayerns vierter Stamm. Die Integration der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen nach 1945. Köln, Weimar, Wien 1998, 204. – *Engelhardt*, Michael von: Die Bewältigung von Flucht und Vertreibung. Zum Verhältnis von Lebensgeschichte, Gesellschaftsgeschichte und biographisch-historischer Identität. In: *Endres* (Hg.): Bayerns vierter Stamm 215-251, hier 225.

Die bäuerliche und handwerkliche, zum Teil auch die industrielle Arbeitswelt war im Norden Mecklenburgs also in den vierziger und fünfziger Jahren überwiegend vom Plattdeutschen getragen. Andere befragte Zeitzeugen, darunter auch eine Reihe alteingesessener Ortseinwohner, bestätigen, dass auch die öffentliche Kommunikation in der Kleinstadt Schwaan nach 1945 noch in weiten Teilen niederdeutsch ablief.

4. Die langfristige Schwächung des Niederdeutschen wurde durch die umfassende gesellschaftliche Modernisierung eingeleitet, die Deutschland schon vor dem Krieg erfasst hatte und die seit der Mitte der fünfziger Jahre sowohl im Wirtschaftswunderland BRD wie in der „Aufstiegsgesellschaft“<sup>26</sup> DDR kulminierte. Diesen Modernisierungsprozess durchlebten die alteingesessenen und die neuangesiedelten Mecklenburger gleichermaßen. Entsprechend verlief auch die Entwicklung des Plattdeutschgebrauchs in der Generationenfolge der Vertriebenenfamilien parallel zu der in den Familiengeschichten Alteingesessener.

Soweit einige Thesen zum Niederdeutscherwerb, an dem die sprachliche Anpassungsleistung der mittel- und oberdeutschen Vertriebenen natürlich am augen- bzw. ohrenfälligesten zu erkennen ist. Gerade auch in Abgrenzung zu den Ergebnissen Ursula Erdmanns, die für einen agrarischen Bezirk in Westdeutschland jähren Dialektverlust nach der Immigration der Vertriebenen annimmt, sind meine Thesen einstweilen auf kleinstädtische Milieus im Norden der DDR zu beschränken.<sup>27</sup>

In dem kommunikativen Lebensraum, in dem sich die Vertriebenen in einer Kleinstadt wie Schwaan einzurichten hatten, trafen selbstverständlich nicht nur Niederdeutsch und Hochdeutsch aufeinander. Wir haben es vielmehr mindestens mit fünf Varietäten bzw. Varietätentypen zu tun:

1. Mit einem überregionalen Standarddeutschen, das in der schriftlichen und massenmedialen Kommunikation nach dem Krieg eine wahrscheinlich rasch zunehmende Rolle spielte.
2. Mit einem regional markierten mecklenburgischen bzw. norddeutschen Hochdeutsch, an das viele Vertriebene und ihre Nachkommen sich ebenfalls sehr schnell und sehr weitgehend anpassten.
3. Mit einem lokalen Niederdeutsch, dessen Gebrauch bis in die sechziger Jahre hinein noch weit über die nächstsprachlichen Gebrauchsdomänen hinausreichte.
4. Mit verschiedenen mehr oder weniger stark regional markierten standardnahen Varietäten aus den jeweiligen Herkunftsregionen der Vertriebenen.

<sup>26</sup> *Plato/Meinicke*: Alte Heimat – neue Zeit 249 (vgl. Anm. 14).

<sup>27</sup> Zu ähnlichen Befunden kommt allerdings auch Ursula Föllner bei ersten Untersuchungen in Dörfern des Ohre- und Bördekreises in Sachsen-Anhalt: „Viele der im Ereigniszeitraum jüngeren Vertriebenen haben [...] den Dialekt erlernt, so daß mehr als 50 % derjenigen Mitglieder aus der Erlebnissgeneration, die heute noch befragt werden konnten, eine aktive plattdeutsche Sprachkompetenz aufweisen.“ *Föllner, Ursula*: Beobachtungen zur Rolle der Vertriebenen beim Wandel im Gebrauch des Ostfälischen nach dem Zweiten Weltkrieg. In: *Stellmacher, Dieter* (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der internationalen Dialektologentagung Göttingen 2000, 19.-21. Oktober 1998. Stuttgart 2000, 166-171, hier 169. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 109).

5. Mit verschiedenen lokalen Herkunftsdiakten der Vertriebenen, die in kleinen bis kleinsten Sprechergruppen im Familienkreis mitunter heute noch gesprochen werden.

In diesem vielstimmigen Varietätenraum hatten sich die Vertriebenen zu orientieren und sprachlich zu positionieren. Mit Klaus Gloy können die Verhältnisse zwischen den vielen auf engstem Raum aufeinander treffenden Varietäten als durchaus konflikthafte Konkurrenzen um soziale Anerkennung gefasst werden, die zu (einseitigen) strukturellen Anpassungen und zu Umschichtungen in den funktionalen Hierarchien zwischen autochthonen und allochthonen Varietäten einerseits und Hochdeutsch und Niederdeutsch andererseits führten.<sup>28</sup> Die zeitlichen Verschiebungen in den Konstellationen dieses Kommunikationsraumes<sup>29</sup> bilden zum einen den Prozess der Akkulturation der Vertriebenen ab. Andererseits spiegeln sich in diesen Verschiebungen auch die gesellschaftlichen Veränderungen in der Aufnahmegesellschaft in den ersten Nachkriegsjahrzehnten. Die Varietätenkonstellationen und ihre Verschiebungen sollen daher der Gegenstand meiner begonnenen Untersuchung zur sprachlichen Akkulturation der Heimatvertriebenen in Mecklenburg sein.<sup>30</sup>

Ich möchte abschließend ein kurzes Schlaglicht auf die Frage lenken, wie weit diese Akkulturation der Vertriebenen bis heute gegangen ist. Wir haben Frau D., also die Tochter Herrn D.s, im Interview gefragt, was es bei ihr früher und heute zu Weihnachten zu essen gebe bzw. gegeben habe. Ich zitiere ihre Antwort etwas ausführlicher, um zu verdeutlichen, dass unsere Gesprächspartnerin ihre Darstellung zu dieser Themenstellung in stark entgegengesetzten Kategorisierungen gliederte:

Also da gab es ja immer diese böhmischen Semmelknödel und Kaninchenbraten und Kraut Rotkohl und immer Suppen ich kenne das ja immer mit Suppen also die Tschechen essen ja viel diese Suppen [...] naja und dann gab es Leberknödelsuppe ne alles so selbstgemachtes Zeug [...] wir essen auch eben denn so Feiertage [...] immer Knödel denn dann mache ich auch immer Knödel und die Suppen und so das ich koche auch mehr die Küche nicht so das Mecklenburger Essen [...] dieses Rindfleisch mit Zwiebelsoße und so was das kochen die ja denn und diese Milchkartoffeln und so das kenne ich alles gar nicht also ich koche mehr die andere Küche. (10.10.2008)

In der Familie D. wird also über 65 Jahre nach der Vertreibung und auch von einer Generation, die selbst bereits ganz in Mecklenburg aufgewachsen ist, noch „böhmisch“ gekocht. Auf dieser Ebene der Alltagskultur werden also die ethnokulturellen Besonderheiten auch von solchen Personen bewahrt, die sich sprachlich um einen hohen Grad von Assimilation bemühen. Der amerikanische Soziolinguist

<sup>28</sup> Gloy, Klaus: Varietäten in normentheoretischer Perspektive. In: Gilles, Peter/Scharloth, Joachim/Ziegler, Evelyn (Hgg.): *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation*. Klaus J. Mattheier zum 65. Geburtstag. Frankfurt/M. 2010, 29-43.

<sup>29</sup> Zum migrationslinguistischen Begriff des Kommunikationsraumes vgl. Krefeld, Thomas: *Einführung in die Migrationslinguistik. Von der Germania italiana in die Romania multipla*. Tübingen 2004, 19-36.

<sup>30</sup> Einen ersten Projektbericht über die empirische Anlage dieses Forschungsvorhabens veröffentlichte ich demnächst im germanistischen Jahrbuch „brücken“.

Joshua Fishman hat die Auswirkungen von Migration auf die religiösen, ethnischen und sprachlichen Eigenheiten von Einwanderergruppen in New York untersucht. Er hat dabei festgestellt, dass die Akkulturation zuerst am deutlichsten auf sprachlicher Ebene Wirkung zeigt und häufig schnell zur Aufgabe der Herkunftssprache führt. Ethnische Züge, und hier hatte Fishman auch für New York gerade auf die Küche der Immigranten verwiesen, widerstehen der Anpassung an das neue Lebensumfeld gewöhnlich länger. Sie werden an Stabilität ihrerseits noch von der Religion übertroffen, die in Immigrantengruppen häufig über viele Generationen hinweg tradiert wird.<sup>31</sup> Ähnliches gilt auch für die ostdeutschen Vertriebenen in ihrem neuen norddeutschen Lebensumfeld. So treffen wir also auch im hohen, traditionell protestantischen Norden Mecklenburgs auf Katholiken, die festtags wie alltags die böhmische Küche genießen, aber in der Kenntnis und im Gebrauch einheimischer, regionaler und lokaler Sprachvarietäten ihren jeweiligen Altersgenossen aus der autochthonen Bevölkerung häufig in nichts nachstehen.

---

<sup>31</sup> *Fishman, Joshua A.: Do Ethnics Have Culture? And what's so Special about New York Anyway? In: García, Ophelia/Fishman, Joshua A. (Hgg.): The Multilingual Apple. Languages in New York. Berlin, New York 1997, 345.*